

Osttiroler Heimatabblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

16. Jahrgang

Krenz, 3. Oktober 1948

Nr. 20

Der Burghügel von Lavant

Von Univ.-Prof. Dr. Franz Wiltner

Das Bekanntwerden der Reisetagebücher des Paolo Santonino, des Sekretärs der Patriarchatskanzlei von Aquileia, welcher gegen den Ausgang des 15. Jahrhunderts unter anderem auch die Gebiete Osttirols bereiste, hat die Aufmerksamkeit vor allem durch einer wertvollen Mitteilung Rudolf Eggerts (Osttiroler Heimatbl., 16. Jahrg., Nr. 4 vom 27. Februar 1948) auf den itilen Hügel von Lavant am Fuße der westlichen Wand der Lajetz gelenkt.

Zwei ehrwürdige, weithin bekannte Wallfahrtskirchen, die eine tiefer gelegene Maria, die andere, auf der höchsten Hügelkuppe angelegte, dem Apostelfürsten Petrus geweiht, krönen den im Süden und Westen steil abfallenden Hügel, der im Norden allein zugänglich ist, wo sich sein Hang, guten Weidelandes seit alters her darbietend, in mehreren Stufen zum Talboden hin senkt. Ist schon die enge Zweifelhigkeit der beiden sehr alten Kirchen auf der Höhe des Hügel auffallend, so kommt hinzu, daß Santonino über diesen Lavanter Kirchberg folgendes bemerkt: „Wie die Einheimischen behaupten, war einst auf der Kuppe des Berges ein römisches Kastell. Damit bin ich einverstanden, da noch heutigen Tages manche Spuren sich zeigen und viele in Stücke geschlagene Marmorsteine mit unalter und wohlangeordneter Schrift. Ich möchte glauben, daß die Kapelle aus den Ruinen des Kastells erbaut ist.“ Die Richtigkeit dieser letzten Behauptung bestätigt ein auch nur flüchtiger Besuch zumal der Peterskirche, an der unter dem steilen Abhang abgefallenen Mauer so mancher römischer Quader hervorsticht. Allerdings scheint der Annahme Santoninos, daß das einst den Hügel umschließende Kastell römisch gewesen wäre, die noch heute am Ort lebendige mündliche Überlieferung zu

widersprechen, welche davon zu erzählen weiß, daß die heutige Peterskirche aus dem baulichen Zusammenschluß der Schloßkapelle der Herren von Trettenstein und des Ritterstaates dieses Herrschaftes entstanden sei; die übrige Burg wäre einst, von wilden Gewalttätigen erfaßt, samt dem tragenden Fels in die Tiefe gestürzt. Auch das hochbetagte Einheimische noch von einem unrettlichen Gang zu berichten wissen, in welchem der Schatz der Burgherren verschlossen läge, wie sie im allgemeinen eher auf eine einstige mittelalterliche denn römische Anlage hin.

Immerhin mußte es zumal angesichts der lebhaft erörterten Frage, in welchem Siedlungs geschichtlichen Verhältnis etwa der Hügel von Lavant zu dem römischen Aguntum am Debantbach und dem in seiner genauen Lage uns noch unbekanntem spätantiken südlichen Mittelpunkt des Klener Beckens steht, wichtig erscheinen, dem Hügel wenigstens eine kurze sachgemäße Untersuchung angedeihen zu lassen. Diese Arbeit, deren wissenschaftliche Auswertung der Obfürsorge des Ostertalrömisches archäologischen Institutes zufällt, durch Bereitstellung der entsprechenden Mittel heute in der zweiten Augusthälfte ermöglicht zu haben, ist das dankenswertere Verdienst des äußerst rührigen und um die Förderung der Tiroler Forschung schon mehrfach verdienten Kulturamtes der Tiroler Landesregierung.

Und das Geschick war den Arbeiten günstig, so daß trotz der knappen zur Verfügung stehenden Zeit von vierzehn Arbeitstagen und der geringen Zahl von Arbeitskräften es gelungen ist, die Geschichte des Hügel von Lavant wenigstens in großen Zügen wieder zu gewinnen.

Eine Überraschung besonderer Art war es, wenn neben der Peterskirche, zum Teil von ihrem Chor überlagert,

das schwere Geblied, aus sorgsam behauenen Steinen gefügt, eines festlichen Tempels von acht Metern Seitenlänge festgestellt werden konnte. Wenn auch manche Einzelheiten dieser Tempelanlage, wie die Frage der umschließenden Ringmauer und jene des Zuganges zu dem Atrium noch der klärenden Lösung harret, die erst künftige Grabungen bringen können, so ist nunmehr doch bereits sicher, daß der Hügel zumindest in den ersten Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit von einem Heiligtum der bodenständigen Bevölkerung getront war. Diese Erkenntnis steht durchaus damit im Einklang, daß in jener Zeit, wie man aus verschiedenen im Bereich des Dorfes Lavant festgestellten Resten mit Sicherheit erschließen darf, auch zu Füßen des Hügel eine mehr oder weniger umfangreiche Siedlung bestanden hat. Wie weit diese Ansiedlung und mit ihr das Heiligtum auf der Hügelkuppe in ältere Zeiten zurückreicht, läßt sich derzeit noch nicht sagen.

Doch die weiteren Untersuchungen lehren, daß dieser festliche Tempel eines Tages gewalttätig zerstört wurde. Da in der Folgezeit im Innern des Tempelbaues auf Trümmer geschlagene Marmorstücke, die demnach von der einstigen Ausstattung des Tempels herrühren, verbrannt worden sind, so ist es wahrscheinlich, daß die Zerstörer des Tempels die frühen Christen dieser Gegend waren.

Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls erfährt der gesamte Hügel in späterer Zeit eine umfassende bauliche Umgestaltung. Getreulich der Linie des Stallsabfalles folgend, legte man um den ganzen Hügel eine feste Mauer, die an mehreren Stellen angegraben werden konnte, besonders günstig ist ihr Erhaltungszustand dort, wo man auch heute noch, die einzige von der Natur vorgezeichnete Stelle ausend, welche der

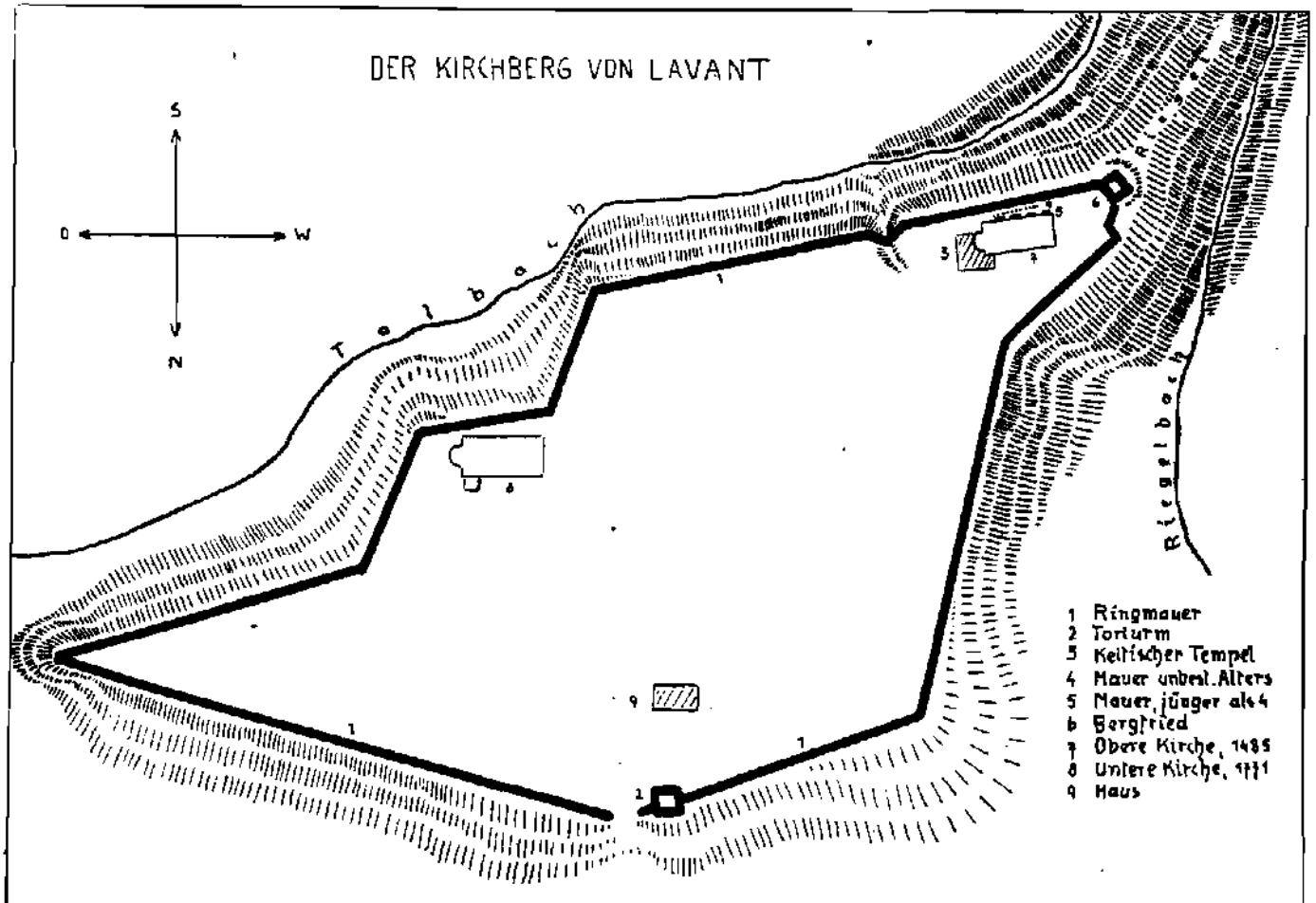
Dorfmauer bezeichneterweise „das Lößl“ heißt, den Anstieg auf den Hügel nimmt; westlich des Weges konnte das Viereck eines Lornannes freigelegt werden. Etwa zwei Meter stark sind seine Mauern, die in ihrer stürzenden Bauweise eine eindrucksvolle Darstellung von der Höhe der damaligen Befestigungskunst bezeugen. Auch im Innern dieses gewaltigen Mauerringes von rund zwei Kilometer Gesamtlänge, konnten, zum Teil unkenntlich an die Umfassungsmauer angebaut, zum Teil für sich gesondert stehend, einige bauliche Anlagen erschaffen werden, von denen man eine in der Nähe des Lornannes für die einstige Schmiede wahr halten dürfte.

Die Bauweise und manche andere Beobachtungen, insbesondere auch einige Kleinreste, lehren, daß dieser Mauerring mit den zugehörigen Anlagen in den stürzlichen Zeiten der Völkerverwanderung errichtet wurde. Der Hügel von Lavant trug somit damals eine Fliehburg, welche der umwohnenden Bevölkerung, insbesondere den Frauen und Kindern und dem Vieh dann, wenn der Feind in den Talboden eingebrochen war, Schutz und Unterkommen gewährte. Es ist das die erste Völkerverwanderungszeitliche Fliehburg, die auf Tiroler Boden bekannt wurde, allerdings ist sie unweit von derzeit sonst in Kärnten und Vorarlberg bekannten Bauten gleicher Art zugleich die größte in Östertreich.

Strenge war in jener Zeit die Bevölkerung der Alpenländer bereits christlich geworden und es würde daher zu erwarten, daß sich auch innerhalb dieser Fliehburg so wie in den andern bekannten derartigen Bauspielen eine frühchristliche Kirche befand. Diese etwa ausgegraben, ist bis jetzt noch nicht gelungen; dagegen ist es gelungen, durch sorgfältige Untersuchung der südlichen Fundamentmauer der Peterskirche festzustellen, daß vor dem jetzigen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammenden Kirchenbau an der gleichen Stelle zwei zeitlich aufeinander folgende Bauten sich befanden; davon gehört der ältere nach der Bauweise unabweisbar in die Zeit, da die Fliehburg angelegt wurde. Ob er eine Kirche war, was allerdings sehr wahrscheinlich ist, muß die weitere Untersuchung unter dem Boden der jetzigen Peterskirche lehren. Nebenfalls ist dieser Bau einige Zeit später durch einen anderen ersetzt worden, der annähernd den gleichen Grundriß aufwies. War der erste darunter liegende Bau eine Kirche, so war es der zweite ebenso. Auch das wird die Fortführung der Grabungen im Einzelnen erkennen lassen. Schon jetzt darf gesagt werden, daß aber — entweder gleichzeitig mit diesem zweiten Bau unter der Peterskirche, der in jene Zeit fallen mag, da hier von Karl dem Großen die den Südoften des deutschen Raumes abschirmende Mark errichtet wurde, oder we-

nig später — auch noch der obere Teil der Völkerverwanderungszeitlichen spätantiken Fliehburg einer Erneuerung erfuhr. Damals wurde hier über der alten Ringmauer ein schwerer Turm von nicht ganz zwei Meter Mauerstärke, fast acht Meter im Geviert messend, errichtet, der als Bergfried trocken Umblick über das gesamte Lienzger Becken gewährte.

Damit sind die wesentlichen Ergebnisse der heutigen Versuchgrabung geschildert. Noch keineswegs sind alle Fragen, die mit dem Hügel von Lavant zusammenhängen geklärt, manche neue sind vielmehr hinzugekommen. Doch so viel ist heute sicher, daß der Hügel von Lavant tatsächlich eine besondere Stellung in der Siedlungsgeschichte des Lienzger Bezirkes einnimmt. Jenwärts der Drau am Debantbach wurden vor Jahren schon ansehnliche Reste der Römerstadt Aquinum ausgegraben. Die damalige Grabung lehrte, daß Aquinum um die Wende des dritten zum vierten Jahrhunderts einer furchtbaren Verwüstungstatastrophe zum Opfer fiel. Wo die Bevölkerung dann ihre neue Siedlung baute, wissen wir noch nicht; wenn Wiesflecker dieses zweite Aquinum (Östtiroler Heimatblätter, 16. Jahrg., Nr. 12 vom 18. Juni 1948 und Nr. 13 vom 2. Juli 1948) in Parlasdorf um die alte Andreasparke ansehen will, so ist das aus verschiedenen sprachlichen und archäologischen Gründen wenig wahrscheinlich; man wird es vielmehr



Der Verlauf der Ringmauer ist nur zum Teil bekannt. Der Hügel läßt sich jedoch kaum eine andere Lage zu.

in größerer Nähe der ersten Stadt suchen müssen. Doch wäre dem auch sei, zwischen dieser noch zu suchenden zweiten Ansiedlung und dem heutigen Elenz bildet vom siedlungsgeographischen und zugleich auch Archäologischen Standpunkt aus der Hügel von Labant, der — namentlich unbestreitbar — eine der sichersten Stützburgen des spätantiken Aquanum trug, ein wichtiges Verbindungsglied. Schon allein deshalb darf die Fortführung der so glücklich begonnenen Untersuchung als eine dringende und lohnende Aufgabe der Forschung bezeichnet werden.

Darüber hinaus aber legte der verhältnismäßig günstige Erhaltungszustand der einzelnen Bauwerke der verschiedenen rund ein Jahrtausend umfassenden Epochen auf dem Hügel von Labant es nahe, die freigelegten Reste entsprechend zu erhalten und herzurichten. Denn die Grabungsarbeit soll nicht nur für die Fachwissenschaft geteilt sein, die

sich mit der einmaligen Untersuchung und mit Plänen und Bildern begnügen kann, sondern für jeden, der mit offenem Sinn sich um die Geschichte der Heimat bekümmert. Der soll aber nicht nur Pläne und Bilder, sondern mit Aug und Recht auch die Denkmäler selbst sehen und erleben. Diese daher entsprechend herzurichten, daß die Geschichte des Hügels jedem Besucher von den Seiten des heiligen Heiligens über jene der spätantiken Stützburg und den mittelalterlichen Herrnsitz bis zu den Wallfahrtskirchen unserer Zeit einbringlich vor Augen steht, ist eine hohe, aber zugleich dankenswerte Aufgabe, zu deren Lösung alle Kräfte der Heimat aufgerufen werden dürfen. Die Tat wird dann stehen, ob man in Österreich nur von den großen Leistungen unserer Vorfahren zu reden geneigt und damit sich zu begnügen geteilt oder aber auch selbst kulturelle Arbeit zu leisten und dauernde Werte zu schaffen entschlossen ist.

Dr. Andreas Veider:

(Schluß)

Die Grafen von Görz und ihre politischen Beziehungen zu den umliegenden Mächten

Eine Inhaltsangabe von Arthur Dietrich

Habsburger und Wittelsbacher schienen sich zu dieser Zeit irgendwie mit Eroberungsabsichten getragen zu haben, es ist aber nur eine Beschreibung Meinhard's in München bekannt, die von den Wittelsbachern entlehnt zurückgekommen wurde. Sie mahnen Meinhard zugleich, mit den Habsburgern nichts gegen sie Feindliches zu betreiben, wie sie es auch taten. 1381 kam es mit dem habsburgischen Hauptmann von Treviso, Hugo von Durno, zu Mißverständnissen, endlich zu einer Fehde, doch vermittelte Leopold einen Waffenstillstand. In ein sehr enges Verhältnis traten die beiden Häuser zueinander, als sie 1382 die Verabredungen von Kitzbühel trafen. Die Erbverträge waren ungünstig, die Habsburger mußten die Görzer anders an sich fesseln. Meinhard VII. Sohn, Heinrich IV., sollte die Tochter Leopold's, Elisabeth, heiraten, die Burg und Gebiet von Bordenone in die Ehe mitzubringen sollte. Meinhard VII. sollte als Gegenleistung dem Herzog den Hafen Caflana übergeben und die Hüfölung statt an Elisabeth an Leopold weisen lassen. Die Mitgift, 32.000 Gulden, sollte auf Bordenone sichergestellt werden, doch sollten die Brüder Elisabeth's das Recht des Rückkaufs der Stadt um diese Summe behalten. Sobald Elisabeth erwachsen sei, habe sie allen Ansprüchen auf Österreich zu entsagen. Auch ein gegenseitiges Miß- und Zwi-

schandsabkommen wurde abgeschlossen, das aber erst nach der Heirat in Kraft treten sollte.

Nach dem Frieden von Turin (1381) zwischen Venedig und Habsburg geriet Herzog Leopold mit Franz von Carrara wegen Treviso in Feindschaft. Leopold III. konnte die belagerte Stadt nicht entsetzen und sie fiel an Franz.

1382 ließ Meinhard VII. dem Herzog Leopold III. 6000 Gulden zum Zuge gegen Treviso. Als Pfand erhielt er die Burg Karlsberg und eine Zuwendung von 600 Gulden pro Jahr aus der Mark von St. Veit.

Schloß Karlsberg aber konnte der Herzog jederzeit wieder rüchfen. Im Mai 1383 wollte Leopold seine Ansprüche auf Treviso mit Heeresmacht durchsetzen; wieder ließ ihn Meinhard 1000 Gulden, für die er sich Greifenburg verpfänden ließ. Im Januar 1384 kam es zum Frieden zwischen dem Herzog und Franz von Carrara. Belsano und Feltria fielen an Leopold, dessen Sohn Friedrich mit der Tochter Carraras, Elvira, verlobt wurde.

Meinhard's VII. Verhältnis zu Venedig besserte sich ebenfalls. Das ist daraus zu ersehen, daß die Signorie den Plan Meinhard's, einen Kanal von Caflana nach Venedig zu bauen, um für den Warenverkehr einen kürzeren und sichereren Weg zu haben, billigte.

Sicher stand Meinhard auch in seinen letzten Lebensjahren mit Leopold

auf gutem Fuße; doch hört man nichts mehr darüber.

Im Mai 1384 war Meinhard VII. zum letzten Male außer Landes, in München. Der Zweck seiner Reise ist unbekannt, denn einzig die Besiegung der Urkunde, in der der unbemühige Vasalle Meinhard's, der Florianer, auf alle seine Besitzungen zugunsten des Grafen verzichtet, kann man nicht als Grund allein annehmen.

Vor seinem Tode schenkte Meinhard VII. dem Dominikanerinnenkloster in Elenz 300 Mark und stiftete sich in der Elenzer Pfarrkirche einen Jahrtag. Im Mai ernannte er den Bischof Johannes von Gurk und den Grafen Friedrich von Ortenburg zu Gerhaben seiner Söhne und stellte ihnen einen Rat aus den vornehmsten Landherren zur Seite. Die Landstädte ernannte er zum Gehorsam gegen die Gerhaben und zur Treue für seine Kinder und deren Erben. Bald darauf scheint er gestorben zu sein (1385), ein genaues Datum ist nicht bekannt. Mit ihm verloren die Habsburger einen ihrer treuesten Bundesgenossen und tatkräftigsten Helfer.

Bischof Johannes von Gurk war ein guter Gerhaber, der Ortenburger aber ein Versager. Meinhard VII. hatte Friedrich von Ortenburg vielleicht nur gewählt, um seinen Eroberungsgefühlen einen Raum anzulegen, doch Friedrich nahm seinen Mühen trotzdem gar nicht kleine Gebiete weg. Für die Wittelsbacher war die Zeit zur Besignahme der Gebiete Karinthias gekommen. Wenzel befehnte sie auch, doch kam es nicht zu einer Besignahme. Es wäre so zu einer vollständigen Aufspaltung des Görzer Territoriums gekommen, da die Wittelsbacher keinen geschlossenen Komplex haben wollten. Vielleicht stecken die Habsburger dahinter, da sie verhindern wollten, daß sich fremder Besitz zwischen Tirol und Kärnten schob. Der Vertraute Habsburgs, Bischof Johannes von Gurk, arbeitete daher wohl mit ihrem Einverständnis und auch zugunsten seiner Mühen, wenn er die Ansprüche Baherns mit Zustimmung der Görzer Stände gegen 100.000 Gulden abbotte. Herzog Leopold vermittelte noch die Stulung über die fahrende Habe und die Kleindien zwischen den jungen Söhnen und Utehsid, die 2000 Gulden zugesprochen erhielt, in Bogen (1386). Endlich tauschte er der Witwe Albert's IV., die Hans Trauchseß von Waldburg geheiratet hatte, ihre Mutter in Krain gegen solche in Oberösterreich um. Noch im selben Jahre fiel Leopold III. in der Schlacht bei Sambach gegen die Schwaiber. Nach ihm nahm Albrecht III. die Interessen der Habsburger bei den Görzern wahr. Er ernannte den Grafen Friedrich von Ortenburg, seiner Gerhabenpflicht nachzukommen und die jungen Grafen zu schützen.

1391 nahm er die noch nicht ganz volljährigen Grafen in seinen Schutz und trug seinen Untertanen auf, den Görzern gegen jedermann zu helfen. 1393 wurden Heinrich IV. und Johann-Meinhard großjährig und sie schieden so aus der Vormundschaft. 1394 ließ Albrecht III. ihnen 74.144 ungarische Gulden und sie lösten damit die territorialen Ansprüche der Wittelsbacher ab. Als Pfand gaben die Grafen die Stadt Klagenfurt, Schloß Bruck, die Klause bei Falkenstein und die Schloßer Hainfeld, Schöneegg und Hasberg. Durch diese Hilfe den Habsburgern verpflicht-

et, schlossen sie mit Albrecht III. einen neuen Erbvertrag, nach dem beim Aussterben der Görzer das Fürstentum Görz, die Pfalzgrafschaft Kärnten und die Herrschaft Trient an die Habsburger fallen sollte, wenn die Habsburger ausstürben, sollten die Görzer Krain, Istrien und die Metnitz bekommen. Die Besitzungen in Friaul schrumpften durch die Übergriffe des Adels und der Venetianer zusammen und wurden ertragslos. Was noch übrig war, kaufte Leonhard, der letzte Görzer, gegen einige kleine Landgerichte in Kärnten um. 1500 starb Leonhard und die letzten Gebiete der Görzer kamen an Habsburg.

(Pharao und Josef, Pharao erhöht Josef zum Oberkönig?) eLeCiv, DoMlal sVI CVstos. (Auserwählter zum Wächter seines Herrn).

Beide Inschriften auf den hl. Josef des Neuen Testaments hindelend.
8. Bild: Die Bundesarche. (Iosephus hancCt hacC aLMa reparatIX. (Diese ist des gedrohenen Bundes Wiederherstellerin). Gemeint ist Maria unter Anspielung auf den Vers der laurenianischen Litanei: „Ursche des Bundes“ (Vergleiche Chronogramme 1.)

Von den ersten sieben Chronogrammen jedes die Jahr 1768, das Jahr der Ausmalung der Kirche durch Franz Anton Zeller; das achte enthält die Jahr 1763, wohl das Jahr der Erbauung der Kirche, die unter dem Kuraten Josef Schweiger an Stelle der früheren, erst 1642 eingeweihten, errichtet wurde. Baumeister der neuen Kirche war (nach R. Maister, Ostir. Hbl. 1925, S. 186 und 1926, S. 124) der Lienzer Baumeister Thomas Mahr (über Zeller ebenda, 1926, S. 127).

Ein näherer gedanklicher Zusammenhang unter den einzelnen Inschriften oder mit den großen Bildern ist nicht ersichtlich. Wer der Verfasser dieser Chronogramme ist, weiß ich nicht; vielleicht könnte man sie dem obgenannten Kuraten „in die Schuhe schieben“. Dir. Anton Lanzer.

Chronogramme in der unteren Kirche in Straßen

Chronogramme sind bekanntlich — um gleich mit der Tür ins Haus zu fallen — solche Inschriften, aus denen eine Jahreszahl in der Weise entnommen werden kann, daß man alle darin enthaltenen Lauteinbuchstaben, die zugleich römische Ziffern sind, als Zahlzeichen betrachtet und diese Zahlzeichen dann zusammenzählt. Wenn also in einem Hause (Nr. 17) in Bruned steht: „IntrantlvVs ConCorDia oMalvVs.“ (Friede und Eintracht allen Eintretenden), so kam daraus das Jahr der Erbauung des Hauses gefunden werden, da M=1000, D=500, CC=200, VV=10 und III=4 bedeuten.

Wörtlich übersetzt heißt Chronogramme Zeit-Inschrift, denn das griechische Wort Chronos bedeutet Zeit und gramma, von grapho=ich schreibe, Schrift oder auch Inschrift.

Die Anbringung von Chronogrammen war früher, besonders in der Barockzeit sehr beliebt, ja an manchen Denkmälern wurde gleich eine Kette von Chronogrammen angebracht. Ich erinnere an die Inschriften der Annasäule in Innsbruck, an die Inschriften der Johannisstatue auf der Schladmühle in Bozen, oder um ein Beispiel aus unserer weiteren Heimat anzuführen, an das Kloster Heiligenkreuz im Wienerwalde, wo sich auf einer Dreifaltigkeitssäule, in der Kirche und in der Sakristei ganze Reihen von Chronogrammen finden. Hat nun auch der Gebrauch von Chronogrammen abgenommen, werden sie immerhin, auch heute noch verwendet, als Inschriften an Triumphbögen, bei Bräutigamen, beim „Aufzuge“ eines neuen Seelforgers und dergleichen. Da derartige Inschriften, abgesehen davon, daß sie uns wichtige Daten aus der Baugeschichte des betreffenden Denkmals in Erinnerung bringen, zugleich in die Denkweise der damaligen Zeit Einblick gestatten, hoffe ich, daß auch die folgenden Zeilen der Aufmerksamkeit des Lesers nicht unwert erscheinen mögen.

Bei einem Besuche der unteren Kirche in Straßen war ich nicht wenig über-

rascht, daselbst eine Kette von nicht weniger als neun Chronogrammen zu treffen. Schon über dem Torbogen steht: JesV ChrIste, reX glorie, Dona nobis pacem. Unter den acht farbenprächtigsten großen Kupferbildern befinden sich im Innern acht kleine, die in ihrer Art, was Entwurf und Zeichnung anlangt, den großen an Schönheit nicht nachstehen. Auf jedem dieser kleinen Bilder steht ein Chronogramm. Die Inschriften lauten, von vorne rechts beginnend:

1. Bild: ein Turm, an dessen Außenseite Schilde hängen: MILLe pendent ELYpel eX Ipsa. (Tausend Schilde hängen von ihm herab). Anspielung auf den Vers der laurenianischen Litanei: „Turm Davids“. Auch die Schilde haben sinnbildliche Bedeutung. Das Y gilt als fünf, es ist ja eigentlich ein V. In anderen Chronogrammen gilt es als eins=I manchmal sogar als II.

2. Bild: Moses am Roten Meer: oCeani fLVCIbVs DoMlaatVr. (Er gebietet den Wogen des Meeres).

3. Bild: Moses erhält auf dem Berge die Gesetzestafeln: IesVs ChrIstVs DVLCIs sMor. (Jesus Christus ist die zärtliche Liebe). Damit soll der Gegensatz in den Ursachen der Gesetzesbefolgung im alten und im neuen Bunde — Furcht im ersteren, Liebe im letzteren Falle — angedeutet sein.

4. Bild: Jacobs Traum von der Himmelsleiter. DeVs Dablt Dona sVa CaeLesta benefaCtoribVs. (Gott wird seine himmlischen Gaben denen schenken, die Gutes tun).

5. Bild: Jakob am Bette Isaacs gesegnet: reX gLorIae benedICIt etIam benefaCtores. In his bonis terrenis. (Der König der Herrlichkeit segnet, die Gutes tun, auch in ihren irdischen Gütern).

6. Bild: Der ägyptische Josef auf dem Throne, vor ihm seine Brüder. Ite sD Joseph CVnctI VoLentes IrVMenta. (Gehet zu Josef alle, die ihr Getreide kauft).

7. Bild: König unter einem Thronhimmel, vor ihm kniet ein Jüngling;

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, neue Serie, Band II, Heft 1/2, 112 Seiten, 1 Abbildung, Preis Schilling 10.—. Erschienen im Österreichischen Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst, Wien, 1948.

Diese vom Verein für Volkskunde in Wien, unter Mitwirkung von Anton Dörner, Viktor v. Getamb und Leopold Schmidt herausgegebene Zeitschrift bringt in drei größeren Kapiteln: „Abhandlungen und Vorträge“, „Chronik der Volkskunde“ und „Literatur der Volkskunde“ viel informierendes, fachwissenschaftliches und bibliographisches Material in einer für den auch nur ganz allgemein an der Volkskunde Interessierten verständlichen Weise.

Dans Wältinger zeigt in einer ausführlichen Arbeit „Die Auswertung der Geschichtsquellen für die Volkskunde, mit besonderer Berücksichtigung Niederösterreichs“ die Wichtigkeit der historischen Vertiefung des volkskundlichen Stoffes in Urkunden, Urbarien, Rechnungsbüchern, Gerichts- und Katsprotokollen, Verlagsverträgen, Testaments- und Waisenbüchern, Gerichtskarten, Chroniken, Pichtungen und Bildmaterial.

Wie ein praktisches Beispiel hierzu wirkt die eindringliche Studie über „Paradeisspiele aus der Bürgerrenaissance“ von Anton Dörner, die den volkskundlichen Spielplan der Bergknappen und der Huterischen Brüder in Tirol an Hand des Oberellbögener Erbhungs, des Patscher Passions- und des Heiligwasser-Wallfahrtsfestes darlegt.

In der Chronik der Volkskunde gibt Anton Dörner ein liebevoll gezeichnetes Lebensbild des 1947 verstorbenen großen Südtiroler Volkskundler Hermann Wang (mit Abbildung).

Eine ausführliche Kritik Rundschaun, vor allem über die österreichischen und schweizerischen Neuentdeckungen zur Volkskunde (Märchen und Sagen, Volkslied, Volksmusik, Volkstanz und Volkssprache) beschließt das inhaltreiche Fest, das besonders reichen Wert für Lehrer und Erzieher hat. Dr. Ko.